

ZUR ETHIK DER KREATIVITÄT IM WETTBEWERB

Karl-Heinz Brodbeck

*Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung 2002 der Fairness-Stiftung
„Konkurrenz und Kooperation in Wirtschaft und Gesellschaft.
Zur Philosophie der Fairness“
in der Aula der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main, 31.10.02*

Vorbemerkung

Fairness heißt, so lautet eine gebräuchliche Definition, sich an bestimmte Spielregeln zu halten. Kreativität, so besagt eine andere gebräuchliche Definition, ist ein Denken *gegen* Regeln. Fairness und Kreativität stehen also in einem produktiven Spannungsverhältnis, das sich auch als ökonomischer Wettbewerbsprozess entfaltet. Diesem Spannungsverhältnis sind die nachfolgenden Überlegungen gewidmet. Sie verweisen zugleich auf einen wunden Punkt der Fairness-Theorie, der sowohl zentrale Fragen der Ethik wie der Wirtschaftswissenschaften berührt.

Ich werde zunächst das Verhältnis von Markt-Wettbewerb und ethischem Rahmen für Märkte an der Genesis alternativer Konzepte der Vertragstheorien diskutieren. Eine wichtige Rolle spielt hierbei das Denkmodell des „Urzustands“. An diesem Denkmodell möchte ich unterschiedliche Wettbewerbskonzepte thematisieren und den von Rawls entwickelten Fairness-Begriff – mit Blick auf die Thematik der gesamten Ringvorlesung – daran kritisch beleuchten. Diese Diskussion leitet über zur Darstellung der zentralen Rolle kreativer Prozesse in Marktwirtschaften und führt zu meiner hier vertretenen These, dass ethische Regeln selbst Gegenstand des Markt-Wettbewerbs werden. Mein Vortrag schließt mit einigen

Überlegungen zu einem alternativen Ethik-Konzept, das der *kreativen Destruktion* moderner Marktsysteme gerecht zu werden versucht.

1. Die Genesis des mechanischen Marktmodells

John Rawls sagt in seiner „Theorie der Gerechtigkeit“¹, er wollte „eine Gerechtigkeitsvorstellung darlegen, die die bekannte Theorie des Gesellschaftsvertrages etwa von Locke, Rousseau und Kant verallgemeinert und auf eine *höhere Abstraktionsebene* hebt.“² Dieser These möchte ich mich zunächst zur Klärung des Inhalts von Wettbewerbsprozessen zuwenden. Dazu bitte ich die Zuhörerinnen und Zuhörer um etwas Geduld für einen kleinen Umweg des Gedankens.

Die mittelalterliche Philosophie war von der Auffassung bestimmt, dass die menschliche Gesellschaft in ihrer inneren Struktur einem Vernunftprinzip folgt, das sowohl eine metaphysische wie eine ethische Ordnung beinhaltet. Die Metaphysik konnte diese Ordnung theoretisch reproduzieren, weil sie auf deren vermutete Quelle zurückgreifen konnte: die Heilige Schrift als Offenbarung göttlicher Vernunft. Insofern waren Theologie, Metaphysik, Ethik und Gesellschaftstheorie *ein* Vernunftsystem.

In der Neuzeit blieb von dieser metaphysischen Grundhaltung nur der Gedanke erhalten, dass die *Natur* von *vernünftigen Gesetzen* regiert werde. Diese Gesetze wurden bis ins späte 19. Jahrhundert – in den Wirtschaftswissenschaften bis in die Gegenwart – rein *mechanisch* konzipiert.³ Es war Hobbes, der als Erster konsequent diesen mechanischen Gesichtspunkt auch auf die menschliche Gesellschaft übertragen hat. Er interpretierte Individuen als egoistische Atome, die – für sich als abstrakte Gesamtheit betrachtet – durch einen Krieg aller gegen alle zu charakterisieren sind. In der Sprache der modernen Systemtheorie könnte man sagen, dass Hobbes einen Zustand konkurrierender Individuen-Atome als *instabil* betrachtet. Stabil war nach seiner Auffassung nur ein System, in dem die egoistischen Motive durch ein zentrales Organisationsprinzip – den Leviathan – ausgeschaltet wurden. Die Aufhebung des ursprünglichen Kriegszustands liefert also ein Modell zur Erklärung eines stabilen Zustands, worin Individuen in einer großen Staatsmaschine als Rädchen im Getriebe funktionalisiert wurden.

Die ökonomische Theorie ist dieser Denklinie gefolgt. Adam Smith analysiert die Märkte im Rahmen einer staatlichen Ordnung in diesem Denkmodell:

„Die Vervollkommnung der Verwaltung, die Ausbreitung des Handels und der Manufaktur sind große und hochwichtige Angelegenheiten. (...) Sie bilden einen Teil des gro-

1 Vgl. auch J. Rawls, *Justice as Fairness. A Restatement*, Cambridge/Mass.-London 2001.

2 J. Rawls, *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt/M. 1975, S. 27; meine Hervorhebung.

3 Vgl. K.-H. Brodbeck, *Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie*, Darmstadt 2000.

ßen Systems der Regierung und die Räder der Staatmaschine scheinen mit ihrer Hilfe sich in größerer Harmonie und größerer Leichtigkeit zu bewegen. Es macht uns Vergnügen, die Vervollkommnung eines so schönen und großartigen Systems zu betrachten und wir sind nicht ruhig, bis wir jedes Hindernis, das auch nur im mindesten die Regelmäßigkeit seiner Bewegungen stören oder hemmen kann, beseitigt haben.“⁴

Die moderne Mikroökonomie und die neoliberale Wirtschaftspolitik sind diesem Denkmodell gefolgt, das die Märkte als mechanisches Gebilde konzipiert, die in sich stabil sind durch den *Preismechanismus*.

Eine wesentliche Konsequenz dieses Modells, also der Ersetzung eines metaphysischen Ordnungsbegriffs durch eine mechanische Systemtheorie, war die Beseitigung *ethischer* Motive beim wirtschaftlichen Handeln. Der Markt der Wirtschaftswissenschaften ist, wie Müller-Armack sagt, „an sich ist frei von moralischem Gehalt“.⁵ Viele Wirtschaftsethiker teilen diesen Gedanken, demzufolge der Markt als wertfreier, materialer Gehalt der Wirtschaft, die Wirtschaftsordnung dagegen als Rahmen und Träger ethischer Werte interpretiert werden. Ich lasse diese These vorläufig unkommentiert stehen und wende mich der unmittelbar anzuschließenden Frage zu: Wenn der staatliche Rahmen der Markt- und Wettbewerbsprozesse Träger einer moralischen Ordnung ist, so bleibt offen, woher diese Ordnung stammt und wie sie gestaltet wird.

Die scheinbar radikalste Antwort auf diese Frage hat F. A. von Hayek gegeben. Er leugnet, dass die Ethik aus anderen als quasi-natürlichen Quellen stammen kann und entwickelt ein Modell der Evolution ethischer Regeln.⁶ Hayek beruft sich hierbei auf Adam Ferguson, einem Zeitgenossen von Smith und Hume. Ferguson sagt: “Nations stumble upon establishments, which are indeed the result of human action, but not the execution of any human design.”⁷ Man könnte diesen Gedanken in die Tradition von Hobbes stellen, wenn man dessen Theorie vom Leviathan – wie angedeutet – als Systemtheorie interpretiert. Ethische Regeln sind demnach das Resultat eines vom Markt getrennten Evolutionsprozesses, in dem *stabile* Gesellschaftssysteme überlebt haben, und ein Charakteristikum dieser Stabilität ist die blinde Evolution von Handlungsregeln, die egoistischen Bestrebungen eine Schranke weisen.

Auch die Theorie Robert Axelrods, die mit spieltheoretischen Methoden die Stabilität von Kooperationen nachzuweisen sucht, kann in dieselbe Tradition ein-

4 A. Smith, Theorie der ethischen Gefühle, übers. v. W. Eckstein, Hamburg 1977, S. 318.

5 L. Erhard, A. Müller-Armack, Soziale Marktwirtschaft, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1972, S. 54.

6 Vgl. dazu: K.-H. Brodbeck, Die fragwürdigen Grundlagen des Neoliberalismus. Wirtschaftsordnung und Markt in Hayeks Theorie der Regelselektion, in: Zeitschrift für Politik 48, S. 49-71.

7 A. Ferguson, An Essay on the History of Civil Society, Edinburgh 1767, Part III, Kapitel 2. Deutsche Übersetzung: Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, von H. Medick, Frankfurt/M. 1986, S. 258.

gefügt werden.⁸ Ihr entspricht eine Naturalisierung der Ethik. Es ist deshalb nur konsequent, wenn Hayek den Begriff der „sozialen Gerechtigkeit“ in schärfster Form als „unsinnig“ bekämpft hat.⁹ Wenn menschliches Handeln im mechanisch-atomistischen Modell beschrieben wird, dann ist jede Vorstellung von Gerechtigkeit, auch von Gerechtigkeit als Fairness, unangemessen.

Wir können also zwei Thesen erkennen: *Erstens* die theologische These, dass soziale und wirtschaftliche Ordnung Ausfluss einer göttlichen Vernunft sind, und *zweitens* die nicht-theistische Gegenthese, die Gesellschaft, der Markt und sein Ordnungsrahmen seien ein mechanisches System oder das Resultat einer quasi-natürlichen Evolution. Genau *zwischen* diesen beiden Thesen sind die Vertragstheorien anzusiedeln, in deren Tradition sich auch Rawls stellt. Die Vernunft wird nicht theologisch im Himmel verankert, sie wird auch nicht durch mechanische oder evolutionstheoretische Naturalisierungen auf die Erde gezerrt, die Vertragstheorien zeichnen das Bild einer menschlichen Ordnung zwischen diesen Extremen. Gleichwohl verbirgt sich hinter dieser *gemeinsamen* Grundstellung, die von einer *autonomen menschlichen* Vernunft als Quelle ethischer Regeln für den Wettbewerb ausgeht, ein bedeutsamer Unterschied.

Diese Differenz beruht auf der Interpretation der Vernunft selbst, und diesen Unterschied möchte ich herausarbeiten. Wie jede Differenz, so beruht auch diese auf einer vorgängigen *Gemeinsamkeit*. Rawls erhebt ja, wie eingangs zitiert, den Anspruch, die Vertragstheorien von Locke, Rousseau und Kant verallgemeinert zu haben. Er geht aus von „freien und vernünftigen Menschen“, die „ihre eigenen Interessen“ wahrnehmen.¹⁰ In diesem Punkt stimmen die Vertragstheorien tatsächlich überein. Es ist diese Annahme, die auch die Grundlage des Utilitarismus bildet, dem sich sowohl Rawls wie die moderne Wirtschaftstheorie verpflichtet sehen.

2. Der Urzustand als Denkmodell

Rawls geht wie Hobbes, Locke und Rousseau – ähnliche Denkfiguren lassen sich bei Kant und, unter anderen Voraussetzungen, bei Habermas und Apel finden – von einem hypothetischen Urzustand, der Idee einer „Original Position“ aus. Dieser Urzustand spielt eine vielfältige und keineswegs immer klare Rolle; ihm

8 R. Axelrod, Die Evolution der Kooperation, München 2000.

9 Hayek sagt sogar: „Wahr ist nur, dass eine soziale Marktwirtschaft keine Marktwirtschaft, ein sozialer Rechtsstaat kein Rechtsstaat, ein soziales Gewissen kein Gewissen, soziale Gerechtigkeit keine Gerechtigkeit – und ich fürchte auch, soziale Demokratie keine Demokratie ist.“ F. A. von Hayek, Die Anmaßung von Wissen, Tübingen 1996, S. 277.

10 J. Rawls, Eine Theorie aaO., S. 27.

kommt aber offenbar eine Schlüsselposition zu in der Beschreibung auch des wirtschaftlichen Wettbewerbs.

Ich möchte nun folgende These begründen: Das Modell des Urzustands ist das *ethische* Spiegelbild des Marktwettbewerbs. Als dieses Spiegelbild hängt auch seine theoretische Erklärungsfunktion und seine Funktion als ethisches Leitbild, damit auch als Modell der *Fairness*, eng mit der gewählten Konzeption des Markt-Wettbewerbs zusammen.

Bei Rousseau handelt es sich zweifellos um eine *historische* Hypothese: Die Menschheit im Urzustand hat wirklich existiert. Rousseau folgt darin der Denkfiktion von Hobbes, der diesen Urzustand als *bellum omnium contra omnes* beschreibt.¹¹ Er kritisiert Hobbes aber mit dem Hinweis, dass ein *Krieg* nur zwischen Staaten denkbar ist. Krieg ist bei Hobbes eine sachlich-mechanische, keine ethische Kategorie. Rousseau sagt dagegen: Da „der Kriegsstand nicht aus einfachen persönlichen Beziehungen, sondern lediglich aus sachlichen Beziehungen entstehen kann, so ist weder im Naturzustand, in dem es kein beständiges Eigentum gibt, noch im Gesellschaftszustand, in dem alles unter der Gewalt der Gesetze steht, der Privatkrieg oder der Kampf von Mann gegen Mann möglich.“¹² Rousseau wirft Hobbes eigentlich einen *Kategorienfehler* vor, in dem soziales Handeln nicht als sittlicher Prozess, sondern als mechanische Konkurrenz beschrieben wird.

Es ist die in diesem Gedanken angesprochene kategoriale Differenz in der theoretischen Beurteilung von Wettbewerbsprozessen, die auch für deren ethische Beschreibung wichtig wurde. Wenn man Märkte als *Mechanismus* beschreibt, als bloß *sachliche* Konkurrenz um knappe Güter, so ergibt sich notwendig, dass Märkte keinen ethischen Gehalt besitzen können. Märkte sind dann, metaphysisch gesprochen, durch Kategorien der Natur, nicht der Ethik zu beschreiben. Deshalb wird, in der Folge dieser Markttheorie, der Wettbewerb, der Preismechanismus auch durch eine Theorie beschrieben, die *kategorial* exakt mit den Naturwissenschaften übereinstimmt. Die moderne Mikroökonomie ist eine *mechanische* Wissenschaft, eine *Quasi-Naturwissenschaft*.¹³ Leon Walras fordert

11 Hobbes scheint den Urzustand als *hypothetischen Zustand* zu betrachten, der nur immer fallweise und isoliert der Abstraktion des Modell entspricht, denn er sagt: „Vielleicht kann man die Ansicht vertreten, dass es eine solche Zeit und einen Kriegszustand wie den beschriebenen niemals gab, und ich glaube, dass er so niemals allgemein auf der ganzen Welt bestand. Aber es gibt viele Gebiete, wo man jetzt noch so lebt.“ T. Hobbes, *Leviathan*, übers. v. W. Euchner, Frankfurt/M. 1984, S. 97. Er sagt auch an derselben Stelle, dass „es niemals ein Zeit gegeben hat, in der sich einzelne Menschen im Zustand des gegenseitigen Krieges befanden“ aaO., widerspricht sich aber kurz später und sagt, dass sich die Menschen „im Zustand des Krieg eines jeden gegen jeden befinden“ aaO., S. 99.

12 J. J. Rousseau, *Der Gesellschaftsvertrag*, Übers. H. Denhardt, Leipzig o.J., S. 41.

13 Vgl. K.-H. Brodbeck, *Die fragwürdigen Grundlagen* aaO., Kapitel 2.

deshalb von der Wirtschaftswissenschaft, dass sie eine „eigentliche und zwar physisch-mathematische Wissenschaft“ sein müsse.¹⁴

Wenn aber Märkte nur *mechanische* Beziehungen zwischen Dingen beschreiben, bleibt offen, in welcher Beziehung die Menschen zueinander stehen, die im alltäglichen Umgang in diesen Marktstrukturen agieren. Eben diese Frage beantwortet die Vertragstheorie und das Modell vom Urzustand. Der Urzustand ist nicht ein Zustand der Menschen in einer konkreten Gesellschaft; er liegt ja auch bei Rousseau historisch *vor* der eigentlichen Geschichte. Der Urzustand beschreibt auch nicht Beziehungen von Menschen untereinander in der ganzen Fülle der Lebenssituationen. Die *Original Position* idealisiert die Beziehung von *Marktteilnehmern*, die nur durch den Markt sozialisiert sind. Und die Vertragstheorie stellt die Frage, wie diese Vergesellschaftung anhand elementarer ethischer Spielregeln zu erfolgen hat.

Vergessen wird hierbei, dass man die Beziehung der Menschen im Urzustand und die ethischen Spielregeln, die Rawls als Regeln der Fairness beschreibt, nur auf einen Teil sozialen Verhaltens reduziert hat, nämlich auf Marktprozesse. Ist das aber erst einmal geschehen, dann ist es nicht verwunderlich, dass man – wie Rawls das unternimmt – die mikroökonomische Theorie, genauer die Wohlfahrtsökonomie – in ihrem formal-theoretischen Apparat zur *inhaltlichen* Beschreibung dieser Sozialbeziehungen im Urzustand verwenden kann.

Tatsächlich *verallgemeinert* Rawls *diesen* Aspekt der Vertragstheorien in dankenswerter Klarheit, sofern er aus seinem Urzustand jede ethnologische oder – wie bei Kant – erkenntnistheoretische Frage fernhält. Fairness heißt für Rawls: Spielregeln der Gleichbehandlung für die im Wettbewerb stehenden Marktteilnehmer. Darin liegt nun allerdings auch das negative Moment, dass unter Voraussetzung der angenommenen Spielregeln die Teilnehmer zur *Teilnahme* gezwungen werden. Niemand darf sich ausklinken. Da es sich *implizit* um faire Spielregeln für *Marktteilnehmer* handelt, bedeutet diese Form der Gerechtigkeit die vorgängige, bei Rawls gar nicht thematisierte *Pflicht* zur Marktteilnahme. Der Markt selbst wird zur verborgenen *Norm* des Handelns.

Wenn der Urzustand ein *Zustand des Marktwettbewerbs* ist, dann sind Fairness-Grundsätze zugleich Forderungen, sich dem Markt nicht zu verweigern. Sagt also Rawls, dass „jemand verpflichtet ist, sich gemäß den Regeln einer Institution“¹⁵ zu verhalten, so liegt darin durchaus mehr, als dies für *einfache* Kooperationen den Anschein hat. Stellt man nur die Frage, wie man die gerechte Verteilung eines bestimmten Güterbestandes organisiert, so sind die Spielregeln der Fairness einfach und einleuchtend. Spricht man aber von Institutionen, die den

14 L. Walras, Mathematische Theorie der Preisbestimmung der wirtschaftlichen Güter. Vier Denkschriften, Stuttgart 1881, S. 3.

15 J. Rawls, Eine Theorie aaO., S. 133.

Marktwettbewerb regeln, so verliert der einfache Fairness-Grundsatz gewissermaßen seine Unschuld.

Ich möchte das an einem einfachen Beispiel verdeutlichen. Wenn man die Grundsätze der WTO oder der Weltbank als globales System von Spielregeln für den Weltmarkt betrachtet, so bekommt die Forderung, dass jemand „verpflichtet ist, sich gemäß den Regeln dieser Institution“ zu verhalten, sofort einen völlig anderen Beigeschmack. Gewiss macht Rawls die wichtige Einschränkung, dass man zur Teilnahme nur verpflichtet ist, wenn „die Institution gerecht (fair) ist“¹⁶. Doch diese Forderung ist *zirkulär*. Um an ihrer Funktion und Wirkung zu zeigen, dass man fair behandelt wird, ist vorgängige *Marktteilnahme* eingefordert. Doch eben diese Marktteilnahme bedeutet für viele Länder des Südens, die *destruktiven Wirkungen* von Markt- und Wettbewerbsprozessen akzeptieren zu müssen. Ich könnte ein wenig simplifizierend auch so formulieren: Um festzustellen, ob der Weltmarkt nach fairen Regeln funktioniert, muss man zunächst die Vorherrschaft der westlichen, noch einfacher: der amerikanischen Lebens- und Kulturform angenommen haben. Hat man sie aber angenommen, dann sind jene Voraussetzungen aufgehoben und teilweise vernichtet, die vor der Entfaltung von globalen Marktprozessen als tradierte Kultur existierten.

Der ursprüngliche Zustand – als Modell einer Marktgesellschaft, die nach Spielregeln der Fairness organisiert ist – beruht auf einer *ethischen* Voraussetzung, nämlich der, Markt und Wettbewerb als konkrete, historische Organisationsform zu akzeptieren. Der Markt ist darin ein *Imperativ* auf implizite Weise; er gilt als *selbstverständliche* Voraussetzung. Für eine praktische Ethik der Fairness geht es aber nicht um *abstrakte Märkte*, die den aus einem idealen Modell des ursprünglichen Zustandes abgeleiteten Regeln korrespondieren würden.¹⁷ Rawls thematisiert nicht konkrete Marktinstitutionen in den USA oder auf dem Weltmarkt; er verwendet ein *Modell* des Marktes, das er von der modernen neoklassischen Wirtschaftstheorie übernimmt. Die Frage, ob und inwieweit dieses Modell die Wirklichkeit der handelnden Menschen bestimmt, für die als Norm das *ethische Modell* der Fairness im Urzustand gedacht ist, bleibt unbeantwortet.

16 J. Rawls, Eine Theorie aaO.

17 Für Rawls erhält eine Praxis erst *durch* Regeln die ihr eigentümliche Form: „I use the word ‘practice’ throughout as a sort of technical term meaning any form of activity specified by a system of rules which (...) gives the activity its structure. As examples one may think of games and rituals, trials and parliaments.“ J. Rawls, Two Concepts of Rules, *The Philosophical Review*, Vol. 64 (1955), S. 3, Note 1, S. 3.

3. Wettbewerb als Gleichgewicht

Der Urzustand als Referenzmodell für eine Fairnessethik von Wettbewerbsgesellschaften wird trotz übereinstimmender Momente *unterschiedlich* bestimmt. Diesen Unterschieden möchte ich mich nun zuwenden, denn sie führen unmittelbar zur Rolle der Kreativität im Wettbewerb. Ich rekapituliere: In der Tradition von *Hobbes* wird der Urzustand als mechanischer Gegensatz atomistischer Individuen interpretiert, der später eine *systemtheoretische* Lösung findet (in der Beschreibung als Marktmechanismus in der Volkswirtschaftslehre). Kurz gesagt, befindet sich der Urzustand bei *Hobbes* im Ungleichgewicht; ein Gleichgewicht kann nur durch einen *exogenen* Eingriff hergestellt werden.

Locke kehrt die Logik bei *Hobbes* um. Für ihn ist der Urzustand ein Zustand des „natürlichen Gleichgewichts der Menschen“.¹⁸ Auch Rawls geht von einem Gleichgewichtszustand aus. Er ist auch in seinem Gleichgewichtsbegriff der Nationalökonomie verpflichtet. Für ihn ist die Systemgrenze die *Staatsgrenze*¹⁹, innerhalb derer das System Stabilität erreicht, „wenn es die jeweiligen Gerechtigkeitsgrundsätze erfüllt und dies auch denen, die sich in dem System befinden, allgemein bekannt ist.“²⁰ Ein wirtschaftlich-ethisches System ist demnach stabil, wenn eine *nationale Volkswirtschaft* nach *exogenen* Störungen wieder zu einem Gleichgewichtszustand zurückkehrt.

Die Stabilitätsthese wird für die Modelle des Urzustands zur kritischen Voraussetzung. *Hobbes* hatte, wie bereits betont, behauptet, dass das System des Urzustandes *instabil* sei. Dieser Gedanke setzt sich bis zur marxistischen These vom notwendigen Untergang des Kapitalismus als eines *historisch instabilen Systems* fort. *Adam Smith* dagegen behauptete die Stabilität des Wettbewerbssystems, und *Kant* übertrug diesen Stabilitätsgedanken unmittelbar auf die Ethik. Er sagte: Selbst wenn wir annehmen, dass die Menschheit „ein Volk (egoistischer) Teufel“ wäre, so besteht doch die List der Vernunft (wie *Hegel* später formulieren wird) darin, diesen Teufeln gleichsam die *Hobbessche* Konsequenz einer instabilen Ordnung vor Augen zu führen, um sie unter Gesetze zu *nötigen*. Der Wettbewerb ist bei *Kant* dabei *zugleich* ein Mechanismus, der die Spielregeln der Gleichheit und Gerechtigkeit *durchsetzt*. *Kant* sagt:

„Das Problem der Staatserrichtung ist, so hart wie es auch klingt, selbst für ein Volk von Teufeln (wenn sie nur Verstand haben) auflösbar und lautet so: ‚Eine Menge von vernünftigen Wesen, die insgesamt allgemeine Gesetze für ihre Erhaltung verlangen, deren

18 J. Locke, Zwei Abhandlungen über die Regierung, übers. V. H. J. Hoffmann, Frankfurt/M. 1977, S. 202.

19 „Ich gehe nun davon aus, dass die Grenzen der Systeme durch den Begriff des selbständigen Nationalstaates gegeben sind.“ J. Rawls, Eine Theorie aaO., S. 498.

20 J. Rawls, Eine Theorie aaO., S. 497f.

jedes aber insgeheim sich davon auszunehmen geneigt ist, so zu ordnen und ihre Verfassung einzurichten, dass, obgleich sie in ihren Privatgesinnungen einander entgegen streben, diese einander doch so aufhalten, dass in ihrem öffentlichen Verhalten der Erfolg eben derselbe ist, als ob sie keine solche böse Gesinnungen hätten'. Ein solches Problem muss *auf löslich* sein. Denn es ist nicht die moralische Besserung der Menschen, sondern nur der Mechanismus der Natur, von dem die Aufgabe zu wissen verlangt, wie man ihn an Menschen benutzen könne, um den Widerstreit ihrer unfriedlichen Gesinnungen in einem Volk so zu richten, dass sie sich unter Zwangsgesetze zu begeben einander selbst nötigen und so den Friedenszustand, in welchem Gesetze Kraft haben, herbei führen müssen.²¹

Kant akzeptiert also den Ausgangspunkt von Hobbes, der einen Wettbewerb egoistischer Teufel voraussetzt, sieht aber gerade *im Gegensatz der Egoisten* untereinander die Quelle einer verbindenden Moral, die auch *rechtliche* Stabilität gewährleistet. Der *Wettbewerb* zwingt die Beteiligten, sich immer wieder unter die Gesetze zu begeben, meint Kant.²² Hier wird der Wettbewerb nicht nur zum *ökonomischen* Instrument, er erscheint auch als „Mechanismus der Natur“, um *ethische Regeln* durchzusetzen. Diese Pointe bei Kant verbietet es übrigens, ihn zu einem Ahnherrn des Gedankens einer *Trennung* von Wirtschaftsordnung und Markt zu machen.

Hobbes steht in der christlichen Tradition mit seiner These, dass die Menschen im Zustand der Natur (also der Erbsünde) auch darin verderbt sind, dass ihrer Sozialordnung keine Vernunft einwohnt, sondern im Krieg aller gegen alle nur jenes *Tohuwabohu* herbeiführen kann, das nach biblischer Ausdrucksweise den Zustand der Welt *vor dem Eingriff der göttlichen Vernunft* charakterisiert. An die Stelle des eingreifenden Gottes tritt bei Hobbes der *Leviathan*, der die Unordnung des Wettbewerbs aller *ordnet*. Locke, Smith, Kant und Rawls sind dagegen der Auffassung, dass der Urzustand ein Zustand des *vernünftigen Gleichgewichts* ist, ein Zustand der Gleichheit, Freiheit, Gerechtigkeit und Fairness. Das Denkmodell für diese Vernunft ist das mechanische Gleichgewicht, die „Staatsmaschine“ (A. Smith). Man willigt in moralische Gesetze, in die Spielregeln einer fairen Verteilung von Ressourcen ein, weil Naturvernunft und eigene Einsicht sich decken. Der *Vertrag* offenbart nur als rechtliche *Form*, was im Gleichgewicht des Urzustands als Modell implizit ist.

21 I. Kant, Zum ewigen Frieden, Akademie Ausgabe Bd. VIII, S. 366.

22 Vgl. das Kapitel „Wettbewerb als Morallehrer?“ in: K.-H. Brodbeck, Erfolgsfaktor Kreativität, Darmstadt 1996, S. 31ff.

4. Wettbewerb als kreativer Prozess

Wir haben also bislang *zwei* Konzeptionen des Urzustandes kennen gelernt, die jedoch *einen Gedanken*, nämlich eine *mechanische Modellierung* des Wettbewerbs atomistischer Individuen beinhalten. Mechanische Gleichgewichte könnten stabil – wie Locke, Kant oder Rawls sagen – oder instabil sein – wie Hobbes sagt. In dieser Zusammenstellung von Vertragstheoretikern habe ich Rousseau mit Bedacht nicht erwähnt. Wenn Rawls sagt, dass er seine Theorie als „Verallgemeinerung der Vertragstheorien von Locke, Rousseau und Kant“ begreift, so kann ich der Erwähnung Rousseaus in dieser Ahnenreihe nicht zustimmen. Denn Rousseau formuliert eine von den genannten Modellen durchaus verschiedene Vorstellung.

Sicherlich, auch Rousseau vertritt eine Vertragstheorie, und Rousseau kennt gleichfalls einen Urzustand der ursprünglichen Gleichheit und Freiheit. Allerdings beurteilt Rousseau den Zustand der ursprünglichen Vertragsschließung völlig anders als Rawls. Im Naturzustand sind die Menschen von *Instinkten* gelenkt, sagt Rousseau. Erst nach dem Vertragsschluss zeigt sich aber mit dem „sittlichen Sinn“ auch die Gerechtigkeit, also die *Vernunft*.

Diese Vernunft einer Gesellschaft Gleicher und Freier ist jedoch keineswegs eine *passive*. Einem nur negativ verstandenen Freiheitsbegriff (Abwesenheit von Zwang)²³ stellt Rousseau einen positiven zur Seite. Rousseau entdeckt gerade im Zustande nach dem Vertragsschluss die *Kreativität* als neue soziale Kraft:

„Obgleich er in diesem Zustande mehrere Vorteile, die ihm die Natur gewährt, aufgibt, so erhält er dafür doch so bedeutende andere Vorteile. Seine Fähigkeiten üben und entwickeln sich, seine Ideen erweitern, seine Gesinnungen veredeln, seine ganze Seele erhebt sich in solchem Grade, dass er (...) unaufhörlich den glücklichen Augenblick segnen müsste, der ihn dem Naturzustande auf ewig entriss und aus einem ungesitteten und beschränkten Tiere ein einsichtsvolles Wesen, einen Menschen machte.“²⁴

Der Vertrag, der soziale Zusammenschluss ist bei Rousseau gerade eine Quelle der Neuerung, denn die Menschen im Naturzustand „(sind) unfähig, neue Kräfte hervorzubringen“.²⁵

23 Vgl. auch den negativ formulierten Freiheitsbegriff bei Mill: „That the only purpose for which power can be rightfully exercised over any member of a civilised community, against his will, is to prevent harm to others. rightfully exercised over any member“ J. St. Mill, *On Liberty* (1859), Batoche Books, Kitchener 2001, S. 13.

24 J. J. Rousseau, *Der Gesellschaftsvertrag* aaO., S. 50f. Man beachte, dass für Rousseau die Vernunft ein *soziales* Produkt ist, während Hobbes sagt, dass der Krieg eines jeden gegen jeden gerade daher rühre, weil „jedermann von seiner eigenen Vernunft angeleitet wird“, Hobbes, *Leviathan* aaO., S. 99.

25 J. J. Rousseau, *Der Gesellschaftsvertrag* aaO., S. 45.

Legt man diesen Gedanken zugrunde, so ist der Urzustand als Modell ethischen Handelns im wirtschaftlichen Wettbewerb *kein* Gleichgewichtsmodell, auch kein Modell *gerechter Verteilung gegebener Ressourcen*. Vielmehr ist der Wettbewerb ein Prozess permanenter *Instabilität* insofern, als beständig neue Ideen auf den Märkten auftauchen. Rawls hat Innovationen aus seinem Begriff der *Original Position* fast vollständig ausgeschlossen.²⁶ Der Grund ist klar. Für *innovative Systeme*, für *kreative Prozesse* sind mechanische und Gleichgewichtsmetaphern ein Fehlgriff. Kreativität und Mechanik, Innovation und Stabilität schließen sich aus. Denn: Man kann das Neue nicht kausal erklären, und *jede Neuerung* schafft für ein System instabile Situationen.

5. Zur Wechselbeziehung zwischen Privatinteressen

Der Urzustand als Regelsystem fairer Verteilung von Ressourcen ist die ethische Spiegelung des mechanischen Marktmodells der neoklassischen Ökonomie. Nach dieser Theorie entscheiden sich die als *homo oeconomicus* modellierten Akteure nur zwischen *gegebenen* Alternativen in unveränderlichen „Güterräumen“ und suchen ihr utilitaristisches Nutzenmaximum. Das Verhalten dieses *homo oeconomicus* kann mechanisch-mathematisch beschrieben werden und soll – nach dem Willen der „reinen Ökonomie“²⁷ – Quasi-Naturgesetzen folgen.

Das Verhalten wird *atomistisch* konzipiert (man spricht in der Wirtschaftswissenschaft auch von „atomistischer Konkurrenz“), die charakterisiert ist durch eine völlige Individualisierung unveränderlich modellierter Präferenzen. In der Ausdrucksweise der Ökonomen wird dies als „Abwesenheit externer Effekte“ bezeichnet. Das bedeutet vor allem, dass die Motive und Interessen der Marktteilnehmer vor dem Marktprozess nicht nur *unabhängig* sind, sie sind noch gar nicht *sozialisiert*. Meine These, dass die Fairness-Ethik von Rawls nur ein Spiegel dieses Marktmodells ist, zeigt sich auch darin, dass Rawls die Abwesenheit externer Effekte als *Voraussetzung* seines Modells ausdrücklich aufnimmt, wenn er sagt:

„Zur Gerechtigkeit als Fairness gehört die Vorstellung, dass die Menschen im Urzustand vernünftig sind und keine aufeinander gerichteten Interessen haben. Das bedeutet nicht, dass sie Egoisten wären, die also nur ganz bestimmte Interessen hätten, etwa am Reich-

26 An einer Stelle heißt es: „Aus der Stabilität einer Gerechtigkeitsvorstellung folgt nicht, dass sich die Institutionen und Verfahrensweisen einer wohlgeordneten Gesellschaft nicht ändern würden. (...) In diesem Zusammenhang bedeutet Stabilität folgendes: Wie auch immer sich die Institutionen ändern, sie bleiben gerecht oder annähernd gerecht, wenn sie sich neuen gesellschaftlichen Verhältnissen anpassen“ J. Rawls, Eine Theorie aaO., S. 499.

27 Vgl. dazu: K.-H. Brodbeck, Ökonomische Theorie als implizite Ethik. Erkenntniskritische Anmerkungen zur „reinen Wirtschaftswissenschaft“; erscheint demnächst in: ‚Wirtschaftsethik als kritische Sozialwissenschaft‘, St.Gallen 2003 (erscheint demnächst).

tum, Ansehen oder Macht. Sie werden aber so vorgestellt, dass sie kein Interesse an den Interessen anderer nehmen.“²⁸

Rawls schließt damit aus dem Fairness-Begriff, genötigt durch seine Orientierung am utilitaristischen Marktmodell, einen altruistischen Verzicht auf eigene Interessen von vorneherein aus. Die Denkfigur eines unparteiischen Beobachters, die Adam Smith in seiner Ethik einführt, lehnt Rawls ausdrücklich ab:

„Vom Standpunkt der Gerechtigkeit als Fairness aus gibt es keinen Grund, warum sich die Menschen im Urzustand den Bewertungen eines unparteiischen mitfühlenden Beobachters als dem Gerechtigkeitsmaßstab anschließen sollten.“²⁹

Die Abweisung dieser Perspektive spiegelt die Voraussetzung einer Abwesenheit externer Effekte in allen Marktprozessen. Und das heißt: Wie die moderne Ökonomie unterstellt Rawls Menschen *ohne* alle soziale Bande, *außer* jenen, die durch Marktprozesse und spiegelbildlich durch Verträge charakterisiert sind.

Freiheit und Vernunft werden hierbei rein negativ definiert als Abwesenheit von Zwang und Auswahl zwischen gegebenen Alternativen. Doch zur Freiheit gehört nicht nur, innerhalb allgemein akzeptierter Regeln gegebene Güter zu produzieren, zu kaufen oder zu verkaufen. Freiheit ist auch *creative* Freiheit: Unaufhörlich werden Spielregeln der Märkte durch neue Güter, Vertriebsformen, Finanzierungs- und Organisationskonzepte verändert. Die Rechtsprechung hinkt diesem kreativen Wandel hinterher. Hierbei sind die Gesetzgeber gezwungen, auf Neuerungen zu *reagieren*; auf Neuerungen, deren Wesen gerade darin besteht, dass bisherige Markt- und Sozialstrukturen in einem Prozess *kreativer Destruktion* permanent verändert werden.

Der Marktwettbewerb unterscheidet sich grundlegend vom sportlichen Wettstreit.³⁰ Beim sportlichen Wettkampf sind die Ziele und die Regeln *von außen* gegeben und werden von Schiedsrichtern überwacht: Es gilt, eine Strecke in kürzester Zeit zu bewältigen, die gegnerische Mannschaft zu besiegen oder einen Diskus möglichst weit zu werfen. Die Vernetzung der Märkte durch Güter und Dienstleistungen und die darin zur Geltung kommenden Spielregeln dagegen entstehen und vergehen mit dem Wettbewerb. Die Wettbewerber haben nicht nur, entgegen dem Diktum von Rawls, „aufeinander gerichtete Interessen“, aus diesem Interessenwettbewerb und Interessenvergleich resultiert überhaupt ein sich beständig wandelndes Marktergebnis. Dieses Ergebnis ist kein fertiger Kuchen, der nur fair geteilt werden müsste;³¹ der Wettbewerb bringt vielmehr diesen Kuchen

28 J. Rawls, Eine Theorie aaO., S. 30f.

29 J. Rawls, Eine Theorie aaO., S. 215f.

30 Zu dieser Analogie vgl. H. Lenk, G. A. Pilz, Das Prinzip Fairneß, Zürich 1989.

31 Dieses Problem ist formal eindeutig lösbar; vgl. L. Dubbins, E. Spanier, How to Cut a Cake Fairly, American Mathematical Monthly 68 (1961), S. 1-17.

überhaupt erst hervor und verteilt ihn simultan im Preiswettbewerb. Zudem gibt es viele Wettbewerbsformen, die sich gesamtwirtschaftlich als höchst schädlich erweisen.³²

Für solch einen kreativen Prozess permanenten Wandels ist ein ethischer Maßstab, der sich an der fairen Verteilung *gegebener* Güterbestände orientiert, wie das die Wohlfahrtsökonomie als Modell beschreibt, in jeder Hinsicht ungeeignet. Bei *Schumpeter-Ökonomien*,³³ in denen die Spielregeln auf den Märkten einem unaufhörlichen Wandel unterliegen, lässt sich kein Referenzzustand, kein Urzustand des Gleichgewichts formulieren. Solch ein Modell wäre nicht nur eine unrealistische Abstraktion, die der Wirklichkeit nicht entspricht. Mächtige man diese Abstraktion zur *Voraussetzung* tatsächlicher Gesetze, so müsste man mit Hegel sagen: „Abstraktionen in der Wirklichkeit geltend machen, heißt Wirklichkeit zerstören.“³⁴

Private Interessen als Voraussetzung für ethische Regeln sind nicht einfach gegeben. Interessen beziehen sich für Haushalte auf Güter und Lebensstile, für Unternehmen auf Güter und Techniken. In beiden Bereichen *verändern* Innovationsprozesse die Präferenzen und die Produktionstechniken. Eine wichtige Rolle in modernen Marktwirtschaften spielen Kommunikationsprozesse, die nicht zuletzt dazu dienen, Interessen zu wecken oder zu formen. Die Voraussetzung, dass es *keine* externen Effekte gibt, dass Menschen „keine aufeinander gerichteten Interessen haben“, dass also die Produzenten weder durch Werbung noch durch PR die Konsumenten oder andere Produzenten für neue Produkte, Vertriebsformen, Kommunikationssysteme usw. gewinnen wollen, ist in jeder Hinsicht für moderne Marktwirtschaften unrealistisch.

6. Selektion ethischer Regeln

Meine Kritik zielt aber noch weiter und tiefer. Wenn die Beobachtung richtig ist, dass die atomistische Hypothese isolierter Individuen mit definierten, nicht aufeinander bezogenen Interessen als Voraussetzung für ethische Reflexionen nicht eine zu einfache, sondern eine *falsche* Abstraktion darstellt, dann kann man den Markt auch nicht in ein *Instrumentverhältnis* zu einem politischen Rahmen set-

32 Diesen Punkt kann ich hier nicht vertiefen, möchte aber an die Verkürzung von Produktlebenszyklen erinnern, die ethische Normen der Überprüfung von möglichen Nebenwirkungen neuer Techniken schrittweise selektieren. Ferner bedeuten Aufwendungen, die Konkurrenten an bestimmten Marktaktionen *hindern* sollen, gesamtwirtschaftliche Kosten, denen kein Nutzen gegenübersteht; vgl. K.-H. Brodbeck, Erfolgsfaktor Kreativität aaO., S. 301ff. und ders., K.-H. Brodbeck, Wirtschaftliche und ethische Aspekte der Gentechnik, Vortrag am 4. September 2002 an der Akademie für Politische Bildung, Tutzing.

33 Vgl. J. A. Schumpeter, Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, München 1950.

34 G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie III, Werke Bd. 20, S. 331.

zen, der allein Träger ethischer Werte wäre. Menschen sind vorgängig und vielfältig „vergesellschaftet“, wenn sie auf Märkten in Tauschprozesse eintreten. Die Grenze zwischen „Markt“, öffentlicher Kommunikation und Wirtschaftsordnung ist deshalb überhaupt nicht ziehen.

Marktprozesse werden vielfältig von *Erwartungen* gesteuert. Erwartungen aber sind Kommunikationsprozesse, die man nicht als „exogenen Faktor“ betrachten kann. Was, wann und wo investiert, unter Berücksichtigung welcher kulturellen und politischen Rahmenbedingungen, was mit welchen Investitionserwartungen finanziert wird, welche Ausbildungsrichtung Jugendliche wählen oder welchen Motiven Kaufentscheidungen folgen – all dies bestimmt in ihren Konsequenzen die wirtschaftliche Wirklichkeit der Märkte. Und all dies ist weder von politischen Rahmenbedingungen noch von einer globalisierten Kommunikation zu trennen. Es gibt keinen Referenzzustand („Urzustand“), der deshalb die Marktstrukturen *personal* als Grundlage für ethische Regulierungen abbilden könnte.

Die Regeln des Handelns, die Konsum- oder Produktionsentscheidungen zugrunde liegen, sind nicht von ethischen Regeln zu trennen oder überhaupt zu unterscheiden. Die Ethik ist in allen Handlungen bereits *implizit*. Wer Kaffee kauft, stimmt als Käufer implizit einer Weltmarktstruktur und den Arbeitsbedingungen auf den Kaffeepflanzungen zu. Davon zu abstrahieren, ist keine philosophische Tugend, sondern eine ethische Entscheidung. Es gibt keine global vernetzte Handlung, die nicht zugleich in ein Netz *impliziter* ethischer Regeln eingebunden wäre. Und es sind diese Regeln, die durch die kreativen Wettbewerbsprozesse selbst zur Disposition stehen. Mehr noch, die Wettbewerbsprozesse sind es, die ethische Regulierungen verändern, aushöhlen oder in bloße Rhetorik verwandeln. Werner Sombart hat das vor rund 80 Jahren so formuliert:

„Wer der Meinung ist, dass der Riese Kapitalismus Natur und Menschen zerstört, wird hoffen, dass man ihn fesseln und wieder in die Schranken zurückführen könne, aus denen er ausgebrochen ist. Und man hat dann gedacht, ihn mit ethischen Rasonnements zu Vernunft zu bringen. Mir scheint, solche Versuche werden kläglich scheitern müssen. Er, der die eisernen Ketten der ältesten Religionen zersprengt hat, wird sich gewiss nicht mit den Seidenfäden einer Weimarisch-königsbergischen Weisheitslehre binden lassen.“³⁵

Was Sombart hier ausspricht, verweist auf ein grundlegendes Problem der Handlungstheorie. Wie kann man die Beziehung zwischen ethischen Regeln und Markt- oder Wettbewerbsprozessen *kategorial* (also eigentlich metaphysisch) bestimmen? Stehen Ethik und Wirtschaft zueinander tatsächlich in der Beziehung von Form und Inhalt? Vertritt man diese These, so geht man davon aus, dass man

35 W. Sombart, *Der Bourgeois*, München-Leipzig 1923, S. 462.

Marktprozesse *nicht direkt ethisch steuern* kann; man kann allerdings, so lautet die Überzeugung auch vieler Wirtschaftswissenschaftler, durch *Anreize* das Verhalten der Marktteilnehmer beeinflussen, indem man deren egoistische Motivation instrumentalisiert, um gesamtwirtschaftliche Ziele durchzusetzen. Es ist dies der bereits zitierte Gedanke Kants, dass ethische Steuerung nicht auf eine „moralische Besserung der Menschen“ abziele, sondern nur einen „Mechanism der Natur“ (also den Marktmechanismus) „an Menschen benutze“.

Der zitierte Hinweis von Sombart besagt vor diesem Hintergrund einfach und schlicht: Der Markt lässt sich nicht ethisch instrumentalisieren. War es doch gerade der Markt, der in der Geschichte des Kapitalismus ethische Festungen – eine nach der anderen – zum Einsturz brachte. Zuerst begünstigte die kapitalistische Entwicklung jene religiösen Systeme (wie den Calvinismus), die dem Geist des Kapitalismus – wie Troeltsch sagt – durch „zufälliges Zusammentreffen“³⁶ am meisten entsprachen. Auf späteren Entwicklungsstufen trat an deren Stelle die Dominanz des materialistischen Weltbildes der Wissenschaften.

Der Marktprozess selektiert also in seinem kreativen Prozess nicht nur Güter, Dienstleistungen, Unternehmen und Arbeitskräfte nach dem Prinzip des pekuniären Erfolgs, er selektiert auch *ethische Regeln*. Anders als Hayek müssen wir feststellen, dass die ethischen Regeln nicht in einem vom Markt *getrennten* Evolutionsprozess selektiert werden; sie werden vielmehr durch den Marktprozess selbst den jeweiligen Marktinteressen angepasst und insofern selektiert.³⁷ Mehr noch. Die *Finalisierung* der Handlungsziele für den Markterfolg im Wettbewerb instrumentalisiert mehr und mehr auch jene kreativen Prozesse, die als öffentliche Forschung der eigentlichen Verwertung *vorgelagert* sind. Das zeigt sich nicht nur an *Ausnahmefällen*, wenn ein Wissenschaftler im Interesse eines raschen Erfolges Ergebnisse fälscht. Es zeigt sich in der alltäglichen Forschungspraxis selbst.³⁸

Ich möchte dies erläutern und wähle als Beispiel die Gentechnik.³⁹ Märkte sind nicht nur kommunikativ *eingebettet*,⁴⁰ die auf den Märkten gehandelten Produkte bekommen mehr und mehr einen *virtuellen* Charakter. Gegenstand von Investitionsentscheidungen, Börsenhandel und Grundlage von Arbeitsplätzen sind vielfach *Erwartungen* von künftigen Produkten. Viele Unternehmen am neuen

36 E. Troeltsch, Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, Gesammelte Schriften Band I, Tübingen 1912, S. 714f.

37 Wie der frühe Kapitalismus die calvinistische Ethik in Dienst nahm, so präferiert der globale Kapitalismus seit dem ausklingenden 20. Jahrhundert neoliberale Denkformen, darunter vor allem die Hayeks.

38 Vgl. K.-H. Brodbeck, Ethik der Intelligenz, Ethik Letter 4/2001, S. 2-5.

39 Vgl. K.-H. Brodbeck, Wirtschaftliche und ethische Aspekte der Gentechnik aaO.

40 Das Internet führt das mit Nachdruck vor Augen. Vgl. K.-H. Brodbeck, Zur Theorie der Internet-Ökonomie, praxis-perspektiven Bd. 4 (2000), S. 47-59.

Markt lebten von der bloßen Projektidee, vom „Business-Plan“. Gleichwohl schufen sie über mehr als eine Dekade, finanziert von hoch volatilen Kapitalmärkten, eine wirtschaftliche Wirklichkeit unter dem Leitstern des *shareholder-value*.

Dieser virtuelle Charakter der Produkte hat, nicht zuletzt durch die neue, ganz überwiegend an den Kapitalmärkten orientierte Organisationsform der Märkte, auch die gentechnische Forschung erobert. Die Produkte sind vor allem *Projekte*, Versprechen auf mögliche künftige Wirkungen dieser neuen Technologie. Und im Vorgriff auf mögliche Produkte und Märkte werden bereits heute über Patentrechte und vollmundige Versprechungen, einem gewaltigen Medienzirkus um neue Entdeckungen (wie die Entschlüsselung des menschlichen Genoms) nicht nur Firmen gegründet, Märkte definiert und zahlreiche Forschungsprojekte finanziert, es wird eine ganze Richtung künftiger Produktentwicklung durch undurchschaubare Wettbewerbsprozesse bestimmt. Deren Nutzen ist (vor allem im Bereich der grünen Gentechnik) nicht nur fraglich, sondern er kann sich im Gegenteil sogar als Schaden erweisen.

Durch Ethik-Kommissionen wird eine *ethische Regulierung* dieses Prozesses im nationalen Rahmen versucht, doch es ist der *Wettbewerb* national oder lokal differenter Ethiken, der Standortentscheidungen von Unternehmen, die Platzierung von Forschungsprojekten und die Berufswahl von Wissenschaftlern bestimmt. Ein Beispiel: In Europa ist das Klonen von Embryonen verboten und wird in vielen Diskussionen oder Entscheidungen nationaler Ethikräte strikt abgelehnt. Im Juli dieses Jahres war der Presse zu entnehmen, dass Singapur das Klonen von Embryonen ausdrücklich für bestimmte Forschungszwecke erlaubt. Vize-Ministerpräsident Tony Tan gab bekannt, dass die Regierung hierbei den Empfehlungen seines nationalen Bioethikrats folgte.⁴¹ Die Wirtschaftswoche kommentiert mit unverkennbarer Freude über geringere ethische Standards deshalb auch den Standort Singapur so: „Seine Wirtschaftsförderinstrumente sind vorbildlich, Kapital ist reichlich vorhanden, und die Gesetzgebung – etwa im Falle der Biotechnologie (...) – ist einladend.“⁴²

Der Wettbewerb war entlang der historischen Handelsrouten schon immer und er ist noch immer *auch* ein Wettbewerb um ethische Regeln: Ein Wettbewerb, der eine Selektion ethischer Regeln als *Anpassung* an Markterfordernisse durch setzt. Der kreative Prozess der Märkte bringt nicht nur neue Produkte hervor und setzt sie der Selektion des Wettbewerbs aus, er begünstigt oder hemmt auch *ethische Regeln*. Es ist so, wie Sombart in dem zitierten Satz resignierend feststellte: Der kapitalistische Wettbewerb, „der die eisernen Ketten der ältesten

41 Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 18. September 2001 und vom 19. Juli 2002.

42 Dieter Schnaas, Leben im Luxuslaufstall, Wirtschaftswoche 34, 15.8.2002, S. 27.

Religionen zersprengt hat, wird sich gewiss nicht mit den Seidenfäden“ der Vorschläge nationaler Ethikräte binden lassen. Nur wenn die globale ethische Regulierung mit den *nationalen ethischen Standards* des mächtigsten Landes dieser Erde (den USA) übereinstimmen, scheint die Durchsetzung solcher Regeln noch möglich. Doch gerade der wirtschaftliche Erfolg der USA beruht darauf, sich den Erfordernissen der Märkte *weitestgehend* auch politisch und ethisch zu unterwerfen.

7. Chancen für eine kreative Ethik des Wettbewerbs

Welche Chance hat in dieser Welt des Wettbewerbs noch ein ethisches Raisonement? Vor allem: *Welche* Ethik hat noch eine Chance? Die wirtschaftsethische Diskussion war für lange Zeit hypnotisiert von der Vorstellung, der Markt sei ein Mechanismus, den man wie andere Maschinen auch durch geeignete Programmierung dorthin lenken kann, wohin ethische Zielsetzung oder Ziele der Allgemeinheit zeigen. Diese Vorstellung ist eine Illusion, die auf einem auf Berechnung verkürzten Rationalitätsbegriff und der Reduktion menschlichen Handelns auf ein bloßes Verhalten zurückzuführen ist. Menschen verhalten sich *auch auf Märkten* nicht, sie *handeln*. Handeln aber heißt, aus bewussten Motiven, aus bewussten Zielen zu handeln. Ziele sind nicht einfach nur triebhafter Ausdruck individueller Präferenzen, sie gehen aus vielfältigen Kommunikationsprozessen hervor, die von ethischen Anschauungen, von Werten durchsetzt sind und derartige Werte auch reproduzieren.

Wer Menschen als Roboter betrachtet, die man durch „Anreizsysteme“ steuern kann oder soll, wer also den Markt als *moralfreien Raum* betrachtet, der formuliert gerade durch diese und in dieser Abstraktion eine implizite Ethik des *Marktgehorsams*.⁴³ Jeder Versuch einer *äußeren* ethischen Regulierung von Marktprozessen sieht sich der kreativen Destruktion des Wettbewerbs ausgesetzt, der ethische Regeln selektiert, wenn sie den Wettbewerb hemmen. Man kann den sowjetischen Kommunismus wie gewisse Formen eines fundamentalistischen Islam als die jüngsten Versuche betrachten, dem globalen Wettbewerb eine andere Ethik, sogar armiert mit staatlicher Macht, entgegenzustellen. Der Ausgang des sowjetischen Experiments ist bekannt. Man kann den Markt nicht ethisch in Form bringen, weil der Markt kein Mechanismus ist. Der Markt und der Wettbewerb ist die komplexe Wechselbeziehung von *menschlichen Handlungen*, die durch pekuniäre Motive gesteuert sind.⁴⁴

43 Vgl. K.-H. Brodbeck, Vom Doppelsinn des Marktgehorsams, Ethik Letter 3/2000, S. 4-9.

44 Sombart sagt zurecht: „da Organisationen Menschwerk sind, müssen der Mensch und sein ‚Geist‘, aus dem sie geboren sind, früher da sein. Das Bewirkte kann nicht dem Bewirkenden vorausgehen. Eine kapitalistische Organisation kann nicht den kapitalistischen Geist erzeugen, da

Fairness, gedeutet als äußeres Regelsystem für wirtschaftliches *Verhalten*, als Modell für eine Rechtsordnung, orientiert an Idealbildern eines Urzustands im ökonomischen Gleichgewicht, bleibt ein Leerbegriff. Auf dem Klappentext zu „Justice as Fairness. A Restatement“ (2001), in dem Rawls seine frühere Theorie rekapituliert, steht zusammenfassend: “Rawls is well aware that since the publication of *A Theory of Justice* in 1971, American society has moved farther away from the idea of justice as fairness.” Ich fürchte, keineswegs nur die amerikanische Gesellschaft hat sich von diesem Ideal wegbewegt; sie war ihm aus prinzipiellen Gründen nie wirklich nahe.

Wenn man aber den Markt als Vernetzung vielfältiger *menschlicher* Handlungen betrachtet, dann zeigt sich für die Ethik eine ganz andere Eingangstüre, als der vergebliche Versuch, den Markt durch äußere, rechtliche Normen „in Form“ zu halten. Handlungen gehen aus Motiven und Überlegungen hervor. Motive aber sind nicht Teil einer unveränderlichen Natur, sondern das Resultat von Erziehung, Ausbildung, Kommunikationsprozessen und wissenschaftlichen Denkformen. Adressat eines Appells an ethisches Verhalten ist immer eine *Einzelperson*, die sich ihrer Motivation bewusst ist oder werden kann. Motive aber sind veränderbar. Eine Ethik des fairen Verhaltens auf globalisierten Märkten ist möglich als *erneuerte Tugendethik*, als Versuch, individuelles Verhalten durch vernünftige Argumente zu beeinflussen. Fairness würde dadurch zur nach Maßen je individuell zu verwirklichenden ethischen Zielsetzung, nicht vorwiegend abstrakter Maßstab für eine Gesetzgebung.⁴⁵ Solch eine als Tugend ausgelegte Fairness wendet sich gegen die Vorstellung einer Instrumentalisierung menschlichen Verhaltens durch „Anreize“ und betrachtet den *homo oeconomicus* nicht als adäquate Beschreibung von Marktatomen, sondern als *falsche ethische Programmierung* von Menschen.

Die Kreativität des Wettbewerbs bewegt sich stets in der Dualität von Zerstörung und Erneuerung. Stach die Erneuerung in der Frühzeit des Kapitalismus be-

man ja, wenn man das annehmen wollte, sofort fragen müsste: was denn der kapitalistischen Organisation zum Leben verholfen habe. Die Antwort: ein vorkapitalistischer Geist, würde uns nicht befriedigen. Denn wenn ein vorkapitalistischer Geist eine Organisation schafft, so kann das nie und nimmer eine kapitalistische sein.“ W. Sombart, *Der Bourgeois* aaO., S. 43.

- 45 Die Forderung von Rawls: „Soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten sind so zu gestalten, dass vernünftigerweise zu erwarten ist, dass sie zu jedermanns Vorteil dienen“, Rawls *Theorie* aaO., S. 81, kann durchaus auch für innovative Marktsysteme sinnvoll interpretiert werden. Dieser erste Fairness-Grundsatz würde dann bedeuten, dass Wettbewerbsformen als unfair gelten, die Wissen – nicht temporär, zur Erzielung von Pioniergewinnen für Innovatoren, sondern – dauerhaft oder für lange Zeit monopolisieren (wie z.B. den Source-Code für Windows oder Informationen über das menschliche Genom) oder für bestimmte Länder oder Bevölkerungsgruppen gänzlich ausschließen. Doch eben hier zeigt sich, dass im *globalen* Wettbewerb keine Regeln erkennbar sind, die Fairness garantieren.

sonders als technischer Fortschritt ins Auge, während die destruktive Tendenz der Märkte eher als reinigendes Gewitter der Aufklärung empfunden wurde, so ist in den vergangenen Jahrzehnten die Schattenseite der kreativen Destruktion in den Vordergrund gerückt. Der „technische *Fortschritt*“, inzwischen durch die freundlicher klingende Kategorie der „Innovation“ ersetzt, türmt einen immer höheren Berg an ökologischen und sozialen Kosten auf, der den Nutzen von Handys, E-Mail oder gentechnisch veränderten Tomaten auch in den entwickelten Ländern zu überwiegen droht. Global dürfte die Bilanz ohnehin negativ ausfallen.⁴⁶

Eine Ethik der Kreativität des Wettbewerbs umfasst nicht nur die verantwortliche Reflexion auf die Forschung und mögliche Folgen von Innovationen, sie umfasst auch die Freiheit, Motive und Ziele des Wirtschaftens zu verändern. Es handelt sich um eine Tugend der vernünftigen Selbstverpflichtung auf soziale, ökologische und wissenschaftliche Grenzen, deren Überschreiten im globalen Wettbewerb nicht von außen gesteuert werden kann – eine Tugend, die aber, im kritischen Dialog mit jenen, die Grenzüberschreitungen vornehmen, eine Antwort einfordern muss. Ein mechanischer Markt kann keine Antworten geben und trägt damit auch keine Ver-Antwortung. Doch Märkte sind keine mechanischen Instrumente, sondern das Ergebnis menschlicher Handlungen. Menschen aber können und müssen Antworten geben. Und es ist nur *fair*, solche Antworten auch vermehrt zu verlangen – von Konsumenten, Managern, Politikern oder Zentralbankchefs. Solche Antworten müssen aber auch jene Wirtschaftsethiker und Wirtschaftswissenschaftler geben, die einen nüchternen Blick auf die Realität der Märkte verloren haben, weil sie sich vor ihnen zu tief verneigen.

46 Nietzsche notierte bereits in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts: „Man sieht, was ich bekämpfe, ist der *ökonomische* Optimismus: wie als ob mit den wachsenden Unkosten aller auch der Nutzen aller notwendig wachsen müsste. Das Gegenteil scheint mir der Fall: *die Unkosten aller summieren sich zu einem Gesamt-Verlust*: der Mensch wird *geringer*: – so dass man nicht mehr weiß, *wozu* überhaupt dieser ungeheure Prozess gedient hat.“ F. Nietzsche, *Der Wille zur Macht* § 866, Stuttgart 1964, S. 590f.

Literaturverzeichnis

- Axelrod, R., Die Evolution der Kooperation, München 2000
- Brodbeck K.-H., Erfolgsfaktor Kreativität. Die Zukunft unserer Marktwirtschaft, Darmstadt 1996
- Brodbeck K.-H., Entscheidung zur Kreativität, Darmstadt ²1999
- Brodbeck K.-H., Ethik der Intelligenz, Ethik Letter 4/2001, S. 2-5
- Brodbeck K.-H., Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften, Darmstadt ²2000
- Brodbeck K.-H., Die fragwürdigen Grundlagen des Neoliberalismus. Wirtschaftsordnung und Markt in Hayeks Theorie der Regelselektion, in: Zeitschrift für Politik 48 (2000), S. 49-71
- Brodbeck K.-H., Ökonomische Theorie als implizite Ethik. Erkenntniskritische Anmerkungen zur „reinen Wirtschaftswissenschaft“; erscheint demnächst in: ‚Wirtschaftsethik als kritische Sozialwissenschaft‘, St.Gallen 2003 (erscheint demnächst)
- Brodbeck K.-H., Vom Doppelsinn des Marktgehorsams, Ethik Letter 3/2000, S. 4-9
- Brodbeck K.-H., Wirtschaftliche und ethische Aspekte der Gentechnik, Vortrag am 4. September 2002 an der Akademie für Politische Bildung, Tutzing
- Brodbeck K.-H., Zur Theorie der Internet-Ökonomie, praxis-perspektiven Bd. 4 (2000), S. 47-59
- Defoe, D., An Essay Upon Projects, Gutenberg eText (<http://gutenberg.net>)
- Dubbins, L., E. Spanier, How to Cut a Cake Fairly, American. Mathematical Monthly 68 (1961), S. 1-17
- Erhard, L., A. Müller-Armack, Soziale Marktwirtschaft. Ordnung der Zukunft, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1972
- Ferguson, A., An Essay on the History of Civil Society, Edinburgh 1767 (Internet-Text)
- Ferguson, A., Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, von H. Medick, Frankfurt/M. 1986
- Hayek, F. A. von, Die Anmaßung von Wissen, Tübingen 1996
- Hegel, G. W. F., Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie III, Werke Bd. 20
- Kant, I., Zum ewigen Frieden, Akademie Ausgabe Bd. VIII
- Lenk, H., G. A. Pilz, Das Prinzip Fairneß, Zürich 1989
- Locke, J., Zwei Abhandlungen über die Regierung, übers. V. H. J. Hoffmann, Frankfurt/M. 1977
- Mill, J. St., On Liberty (1859), Batoche Books, Kitchener 2001
- Rawls, J., Two Concepts of Rules, The Philosophical Review, Vol. 64 (1955), S. 3-13

Rawls, J., Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt/M. 1975
Rawls, J., Justice as Fairness. A Restatement, Cambridge/Mass.-London 2001
Rousseau, J. J., Der Gesellschaftsvertrag, Übers. H. Denhardt, Leipzig o.J.
Schnaas, D., Leben im Luxuslaufstall, Wirtschaftswoche 34, 15.8.2002, S. 27
Schumpeter, J. A., Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, München 1950
Smith, A., Theorie der ethischen Gefühle, übers. v. W. Eckstein, Hamburg 1977
Sombart, W., Der Bourgeois, München-Leipzig 1923
Troeltsch, E., Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, Gesammelte Schriften
Band I, Tübingen 1912
Walras, L., Mathematische Theorie der Preisbestimmung der wirtschaftlichen Güter. Vier
Denkschriften, Stuttgart 1881

Weitere Texte auf meiner Homepage: <http://home.t-online.de/home/brodbeck>